

4 Gebrauch von Dialekt und Standard

Wie in den einleitenden Abschnitten bereits ausgeführt wurde, ist es für eine kompetente Sprecherin oder einen kompetenten Sprecher einer Sprachgemeinschaft notwendig, auch soziolinguistische Kompetenz zu erwerben; das bedeutet die Fähigkeit, Sprache entsprechend der sozialen Bedingungen zu variieren. Diese Fähigkeit ist zentral, da sie erlaubt, sprachliche Strukturen auf bedeutungsvolle Art und Weise in der Interaktion einzusetzen und dabei gleichzeitig Beziehungen aufzubauen:

This ability [...] permits people to interact in a meaningful way with others, and includes the knowledge of how and when to speak, to whom, how to shift style, register and so on. Above and beyond knowledge of linguistic structures alone, it enables humans to bond with others: identifying with others, accommodating to their speech, indicating empathy and solidarity (Regan 2010: 22).

Das Zusammenwirken von sprachlichen, sozialen und kognitiven Aspekten, die für die Fähigkeit, Variation im Input zu reproduzieren, notwendig sind, machen das Erreichen von soziolinguistischer Kompetenz zu einer herausfordernden Aufgabe für Zweitsprachlernende (siehe hierzu auch die Erläuterungen in Abschnitt 2.3 „Vom Umgang mit Variation im Zweitspracherwerb“, die beispielhaft auch durch die Erkenntnisse von Schleef (2017) und Regan (2010) repräsentiert werden).

Sprachen in verschiedenen Kontexten zu lernen und zu gebrauchen, führt zur Herausbildung von sprachlichen Repertoires. Der Terminus *linguistic repertoire* wurde von John Gumperz in den 1960er-Jahren zunächst als verbales Repertoire geprägt und in interaktional soziolinguistischen Untersuchungen eingesetzt. Da das sprachliche Repertoire für die Spannbreite an akzeptierten Möglichkeiten steht, die ein Individuum besitzt, um Mitteilungen zu formulieren, ist die Annahme von Variation inhärenter Bestandteil des Repertoire-Konzepts. Das sprachliche Repertoire

contains all the accepted ways of formulating messages. It provides the weapons of everyday communication. Speakers choose among this arsenal in accordance with the meanings they wish to convey (Gumperz 1964: 138).

Das Konzept des sprachlichen Repertoires hebt damit Vielfalt und Variation im Gebrauch von Sprachen und Varietäten hervor und wurde seither in verschiedenen soziolinguistischen Ansätzen angewandt und weiterentwickelt (Busch 2012). Gumperz' Definition impliziert auch, dass die Sprachbenutzenden die Mittel, die ihnen zur Verfügung stehen, gezielt einsetzen, um die gewünschte Bedeutung aus-

zudrücken, wobei die Wahl der Mittel durch soziale und sprachliche Konventionen eingeschränkt sein kann.

Für Sprachbenutzende im deutschsprachigen Gebiet der Schweiz liegt nun eine Spezifik ihres sprachlichen Repertoires darin, dass ihre alltäglichen Interaktionen – neben eventuell anderen Sprachen und Varietäten – von lokalem Dialekt und (Schweizer) Standarddeutsch geprägt sind. Um eben den Raum, den die beiden Codes im sprachlichen Repertoire der Sprachbenutzenden einnehmen, geht es auch in weiterer Folge bei der Beantwortung folgender Fragen:

- In welchem Ausmaß produzieren Zweitsprachbenutzer/-innen – gemessen an möglichen Kriterien zur Unterscheidung von Dialekt und Standard – die beiden Codes oder eine Mischung davon?
- Variieren die Zweitsprachbenutzer/-innen darüber hinaus das Muster ihrer Codeverwendung in Abhängigkeit vom sprachlichen Gegenüber?
- In welcher Form beachten oder verletzen Zweitsprachbenutzer/-innen die strikte Separation der Codes, wie sie in den autochthonen Normen angelegt ist?
- Wie können die durch Verstöße entstehenden Mischungen veranschaulicht und erklärt werden?

Es ist offensichtlich, dass die Grenzlinie zwischen den Sprachen und Varietäten innerhalb eines Individuums nicht einfach zu ziehen ist und dass das Wissen im Gebrauch interagiert. Dass bei mehrsprachigen Personen nicht nur das Nebeneinander von Codes untersucht werden soll, sondern der Prozess, wie Personen sich ihrer sprachlichen, kognitiven und semiotischen Ressourcen bedienen, um Bedeutung zu vermitteln, betonen Forschende im Rahmen des *Translanguaging*-Konzepts (Wei 2018). Die hier vorgenommene Analyse von einzelnen Codes soll auch nicht im Widerspruch dazu stehen, dass sich bei mehrsprachigen Individuen nicht einfach nur verschiedene Codes addieren. Ganz im Sinne der Vorstellung von *Multi-Competence* (Cook 1991; 2016) wird natürlich davon ausgegangen, dass alle Sprachen eines Individuums Teil eines gemeinsamen Systems sind, mit komplexen und variablen gegenseitigen Verbindungen, die die Herkunftssprache wie auch sämtliche weitere Sprachen betreffen. Es geht darum, genauer zu ergründen, wie die verschiedenen Sprachen (oder Codes) verwendet werden und wie diese die Personen mit der mehrsprachigen Umgebung verbinden.

Im gegebenen Kontext ist der Versuch, den Sprachgebrauch von Personen auf die Zuordnung zu Dialekt und Standard hin zu untersuchen und Kategorisierungen zu wagen, deshalb sinnvoll begründet. Da die umgebende Sprachgemeinschaft relativ strengen impliziten Normen zur Trennung der Codes folgt, ist es für die soziale Positionierung durchaus folgenreich, ob in der individuellen Sprachverwendung Dialekt oder Standard eingesetzt wird. Natürlich mag die Unterscheidung nicht

jedes Individuum gleichermaßen bewusst beschäftigen und das von der Umgebungsgemeinschaft aufgebaute Bild nicht für alle Zweitsprachbenutzenden von gleichem Interesse sein, dennoch können sie sich der Bewertung nicht entziehen. Wie und in welchem Umfang sie die verschiedenen in der Umgebung vorhandenen Codes in ihr eigenes lernersprachliches System integrieren, ist somit eine sprachlich wie auch sozial zentrale Frage. Während in Ender (2021) die Dialekt-Standard-Repertoires von acht Personen mit englisch- und türkischsprachigem Hintergrund präsentiert wurden, werden im Folgenden die Analysen und die Fragen nach dem möglichen Bedingungsgefüge auf alle teilnehmenden Personen ausgeweitet.

4.1 Ein Entweder-Oder? Die Analyse

Die Daten, die im Rahmen der Studie erhoben wurden, umfassen auf explorative Art und Weise insgesamt elizitierte Rede aus strukturierten Interviews und in Aufgaben erhobene Entscheidungs- und Übersetzungsdaten. In einem ersten Schritt sollen nun die Gesprächsdaten unter die Lupe genommen und im Hinblick auf die Realisierung der Codes genauer analysiert werden, um das sprachliche Repertoire der Zweitsprachbenutzenden darstellen zu können. Dabei wird auf die verwendeten sprachlichen Mittel fokussiert, wobei grundsätzlich keine Aussage darüber gemacht werden kann, wann und wie diese erworben wurden. Das ist auch der Grund, warum bei der Bezeichnung der Teilnehmer/-innen häufig von Zweitsprachbenutzenden (*L2 user*) gesprochen und dieser Ausdruck im Wechsel mit Zweitsprachlernenden (*L2 learners*) verwendet wird. Während Cook (2002: 4) im Zusammenhang mit der terminologischen Wahl davon spricht, dass es herabsetzend wirken kann, „to call someone who has functioned in an L2 environment for years a ‘learner’ rather than a ‘user’“, werden diese beiden Termini hier ohne Wertung abwechselnd verwendet.

Die folgende Analyse ist, sofern es ausreichend Gesprächsmaterial gibt, auf den ersten Teil der Interviews beschränkt, der vor dem Beginn der Aufgaben geführt wurde. Bei Personen wie James, die deutlich weniger gesprochen haben, wird auch der Rest des Interviews einbezogen, um der Analyse ebenfalls etwa 20 bis 25 Minuten an Sprachmaterial zugrunde legen zu können.

Transkription. An dieser Stelle wird die Transkriptionsweise besonders relevant, die Dialekt und Standard auf bedeutungsvolle Art und Weise repräsentieren kann. Es ist wichtig, die beiden intendierten Codes zu erkennen, aber nicht sämtliche phonetische Abweichungen von Dialekt- oder Standardnormen exakt darstellen zu können (für weitere Angaben zur Transkription siehe auch Kapitel 3.3.2 „Eigene Transkriptionsweise“). Phonetische lernersprachliche Abweichungen sind

keine Ausnahmen in den hier besprochenen Daten, gleichzeitig aber auch nicht Kern des Interesses. Da das Ziel in den folgenden Ausführungen darin besteht, zu identifizieren, welche Codes von den Zweitsprachbenutzenden intendiert sind, wurde eine weitere Transkription, die besonders die zentralen Unterschiede zu kennzeichnen vermag, als ausreichend betrachtet.

Ob eine Sprecherin ein wortfinales /n/ für <en> wie etwa in *bringen* realisiert, ist relevant, ob jedoch der auslautende unbetonte Vokal stärker oder weniger geöffnet ist, stellt kein zentrales Kriterium dar. In der Phrase /jedən tak zwar drar /ʃtundən/ <jeden Tag zwei drei Stunden> von Ahmed markieren die wortfinalen /n/ in /jedən/ oder /ʃtundən/ oder mögliche Varianten /jedn/ oder /ʃtundn/ die Phrase als standardsprachlich. Dies ist ungeachtet der Aussprache des Vokals <e> als [ə], [e] oder [ɛ] der Fall, weshalb diesbezüglich keine genauere Transkription notwendig ist.

Die lernersprachlichen Abweichungen von dialektalen oder standardsprachlichen Gebrauchsnormen sind für die Kategorisierung nicht prioritär und werden vernachlässigt, sofern die Unterschiede nur phonetischer und gleichzeitig nicht code-unterscheidender Natur sind. Wenn beispielsweise eine Person den palatalen und velaren Frikativ für <ch> eher als Plosiv ausspricht – etwa /aktse:n/ vs. /axtse:n/ <achtzehn> (etwa bei Joanna) – dann ist dies für die Unterscheidung der Codes nicht relevant. Eine dialektale Variante wäre /axtseni/ und würde auch als dialektal kategorisiert, wenn die Sprecherin /aktseni/ realisieren würde. Solche Unterschiede werden in der literarischen Transkription bestmöglich repräsentiert, sind jedoch für die Code-Kategorisierung nicht zentral. Erst wenn die lautlichen Abweichungen eine Zuordnung sehr fragwürdig oder unmöglich machen, werden einzelne Äußerungen als problematisch für die Kategorisierung eingestuft und aus der Zählung ausgeschlossen.

Segmentierung. Da es aufgrund der großen Anzahl an uneindeutigen oder geteilten Elementen nicht sinnvoll ist, lediglich auf der Wortebene zu kategorisieren, wird auch für diese Analyse eine Segmentierung in Äußerungseinheiten vorgenommen. Hierfür wird die im Methodenteil unter 3.3 „Transkription“ beschriebene Segmentierung von Foster et al. (2000) von Äußerungseinheiten (*analysis of speech unit*) angelegt. Kurz gefasst besteht eine solche aus einem unabhängigen Satz oder einem satzteilartigen Element zusammen mit allen abhängigen und zugeordneten Satzteilen (Foster et al. 2000: 365). Die Äußerungseinheit ist somit eine Einheit höherer Ebene, die aus satzteilartigen Elementen aufgebaut ist. Diese satzteilartigen Einheiten eignen sich für die Kategorisierung in Dialekt oder Standard am besten. Wie in den folgenden Beispielen dargestellt wird, bilden sie greifbare und nicht zu umfassende Einheiten von mehreren im Verbund geplanten und realisierten sprachlichen Elementen.

Die Abwägungen, ob auf Ebene der mentalen Planungseinheiten oder auf Wörterebene kategorisiert wird, fielen zugunsten der größeren Planungseinheiten aus. Dies nimmt zum einen in der Kategorisierung von einzelnen Wörtern, die teilweise stark lernersprachlich geprägt sind, die Last von Einzelentscheidungen. Gleichzeitig ist auch die große Menge an sprachlichen Einheiten, die zu Dialekt und Standard gezählt werden können, per se nicht aussagekräftig. In Bezug auf das Nebeneinander von Dialekt und Standard innerhalb von Äußerungseinheiten wird aber klar werden, dass auch Information über das Verhältnis auf Wortebene durchaus interessant sein kann. Dies gilt insbesondere, wenn in längeren Passagen nur einzelne Wörter im jeweils anderen Code eingefügt werden. Deshalb wird schließlich eine genauere qualitative Beschreibung etwa von Mischmustern erfolgen.

Annotierung. Die segmentierte Transkription wird schließlich auch noch mit Information zur Gesprächspartnerin ergänzt, d. h. ob die Äußerung an die Dialekt oder Standard sprechende Person gerichtet ist. In die Kategorisierung werden die einzelnen Bestandteile der Satzteile miteinbezogen. Wie in den folgenden Beispielen ersichtlich ist, gibt es ambige (A) Elemente aus dem geteilten Pool von Dialekt und Standard, standardsprachliche (S) Elemente und dialektale (D) Elemente, die im Verbund zur Kategorisierung einer Einheit führen. Daneben gibt es Elemente, die Einheiten von Dialekt und Standard vereinen und daher als gemischt (G) gekennzeichnet werden. Schließlich gibt es auch einzelne nicht kategorisierbare Elemente, die aus der Analyse ausgeschlossen werden, wenn sie aufgrund ihrer Gestalt weder an einem dialektalen noch einem standardsprachlichen Ziel gemessen werden können. Die Kategorisierung des gesamten Satzteils erfolgt dann auf der Basis aller daran beteiligten Einheiten.

Homophone Diamorphe + standardsprachliche Einheiten -> Kategorisierung des Satzteils als standardsprachlich:

- (13) ja, es gefällt mir. (James)
A A S A

Homophone Diamorphe + dialektale Einheiten -> Kategorisierung des Satzteils als dialektal:

- (14) und das isch mir wichtig. (Loren)
A A D A A

Dialektale + standardsprachliche Einheiten -> Kategorisierung des Satzteils als gemischt:

- (15) jein, ich habe ei kurs uf der uni gnommen. (Joanna)
A S S D A D S A G

Satzteile im Dialekt oder Standard mit ‚bedeutungsvollen‘ Switches/Einfügungen:

- (16) a. ich spreche english [engl.] mit kindern. (James)
 S S Englisch S S
- b. einfach keine ahnung gehabt über die sprache also über
 S S S S S S S S S
 schwiizerdütsch und so. (Ahmed)
 D S S

Beispiele 13 und 14 bestehen mehrheitlich aus Einheiten, die nicht klar als dialektal oder standardsprachlich identifiziert werden können. Weshalb bei *ja* in Beispiel 13 eine Markierung als ambig vorgenommen wird, soll kurz erläutert werden: Auch wenn die Partikel im Alemannischen zumeist mit verdumpftem /a/ realisiert wird, existiert im Berndeutschen im Umfeld von James auch eine unverdumpte dialektale Variante. Somit gibt erst und ausschließlich das eindeutig standardsprachliche Element *gefällt* ein klares Indiz für den intendierten Code des Satzteiles und ermöglicht damit standardsprachliche Kategorisierung. In seltenen Fällen können ganz kurze Satzteile keinem Code zugewiesen werden und werden dann als uneindeutig von der weiteren Analyse ausgeschlossen. Beispiel 15 verdeutlicht das Nebeneinander von beiden Codes innerhalb einer Äußerung. Darüber hinaus beinhaltet die Äußerung sogar eine Einheit, in der Merkmale von beiden Codes vereint werden: *gnommen* <genommen>. Wie in Abschnitt 2.2.2 beschrieben, ist das Präfix /g-/ anstelle von /gə/ für die Markierung des Partizip Perfekt zumeist ein eindeutiges Dialektmerkmal, während der Rest des Wortes standardsprachlich realisiert ist – die dialektale Variante von *genommen* wäre *gno*.

Die Beispiele 16 a und b illustrieren Wechsel zu anderen Sprachen und zwischen den Codes, die etwa durch die psycholinguistische Funktion von Triggerwörtern erklärt werden können. In den gegebenen Fällen wird eine Sprache in jeweils ihrer eigenen Variante benannt. Der Wechsel der Codes ist in diesem Falle an solchen Stellen durchaus bedeutungsvoll. Das nimmt die Definition von Auer (1999: 310) auf, der Codeswitching im Gegensatz zu Codemischungen als ein „locally meaningful event“ beschreibt, als welches es von Gesprächsteilnehmer/-innen auch wahrgenommen und interpretiert wird. Im Allgemeinen werden solche Wechsel als sozial, konversationell oder psychologisch begründet angesehen, wobei das Auftreten von anderen Sprachen oder Codes innerhalb einer Äußerung dementsprechend als Switches kategorisiert wird.

Durch die genaue Analyse von längeren Sprechsequenzen mit beiden interviewenden Personen kann bei den verschiedenen teilnehmenden Personen somit ein Eindruck von deren sprachlichen Repertoires gewonnen werden. Die Sprachverwendung der Zweitsprachbenutzer/-innen wird in der Folge in Gruppen entsprechend der Erstsprache dargestellt. Dieser Gruppierung entspricht zunächst kein

Erklärungspotential, vielmehr soll in einem ersten Schritt einfach ein deskriptiver Überblick über die verschiedenen Gebrauchsmuster geschaffen werden. Dieser Eindruck vom Sprachverhalten wird im nächsten Schritt durch die Ergebnisse der Übersetzungs- und Präferenzaufgaben ergänzt, bevor schließlich in Form einer Clusteranalyse der Ähnlichkeit von Personen genauer nachgegangen wird.

4.2 Das Dialekt-Standard-Repertoire: Quantitative Analyse

Wenn nun die verschiedenen Sprecher/-innen im Gespräch mit einer Dialekt- und einer Standardsprecherin beobachtet werden, zeigen sich verschiedene Muster der Sprachverwendung. Zunächst fällt die große Variabilität zwischen den einzelnen Individuen auf, insgesamt zeichnen sich jedoch auch interessante Gruppeneffekte ab, die an dieser Stelle genauer in den Blick genommen werden sollen. Die quantitativen Details zur Anzahl von jeweils analysierten Satzteilen finden sich in der Tabelle zu Sprachgebrauchsmustern im Anhang.

So sticht beispielsweise bei den sechs Personen mit Englisch als Erstsprache ins Auge (vgl. Abbildung 4.1), dass sie keinem gemeinsamen Grundmuster zu folgen scheinen. Ob viel Dialekt oder Standard gesprochen wird, scheint sich hier von Individuum zu Individuum stark zu unterscheiden. James, der Zweitsprachsprecher mit der kürzesten Kontaktdauer, spricht mit beiden Interviewerinnen hohe Anteile von Standardsprache. Während sein Anteil von Switches stabil ist, weist er im Gespräch mit der Standardsprecherin eine Reduktion von Mischungen und Dialekt zugunsten des Standards (von 86 auf 82 %) auf. Joanna zeigt einen gleichermaßen hohen Anteil von etwa 45 bis 49 % von Standard und Mischungen sowie einen sehr geringen Anteil von dialektalen Äußerungen oder Switches mit beiden Interviewerinnen. Loren hingegen produziert im Gespräch mit der Dialektsprecherin viel Dialekt (74 %) und daneben niedrige Anteile von Standard, Mischungen und Switches. Ihr Gebrauch von Dialekt ist jedoch im Austausch mit der Standardsprecherin deutlich reduziert (auf 45 %), wo sie dann mehr Standard (von 6 auf 29 % angestiegen), aber auch mehr Mischungen (von 15 auf 21 %) produziert. Stan weist im Gespräch mit beiden Gesprächspartnerinnen überaus hohe und stabile Anteile von Dialekt auf (97 und 98 %). Im Gegensatz dazu steht Jean mit sehr stabilen und hohen Standardwerten. Sie verwendet im Gespräch mit beiden Interviewerinnen nur vereinzelt Mischungen oder Code-Switches und äußert sich fast ausschließlich standardsprachlich (zu mind. 96 %). Das Codeverwendungsmuster von Beth schließlich gleicht dem von James, insbesondere im Hinblick auf die hohe Standardverwendung auch im Kontakt mit der Dialektsprecherin. Gleichzeitig verringert Beth ebenfalls den Anteil von Standard im Vergleich zu den Gesprächsanteilen mit der Standardsprecherin und erhöht den Anteil von

gemischten Äußerungen; der auch mit der Dialektsprecherin geringe Anteil von dialektalen Äußerungen schwindet im Gespräch mit der Standardsprecherin fast zur Gänze.

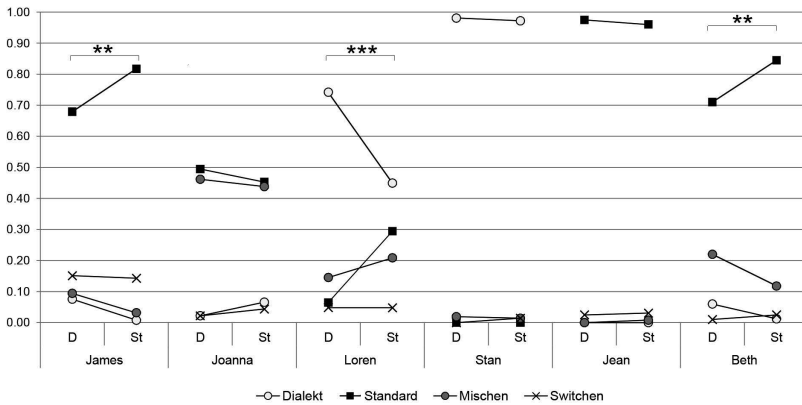


Abb. 4.1: Relativer Anteil von Dialekt, Standard, Mischungen und Switches in der an die Dialekt (D) oder Standard (St) sprechende Interviewerin gerichteten Rede bei den Personen mit Englisch als Erstsprache

Im Gegensatz zu dieser Variabilität weisen die vier Zweitsprachbenutzenden mit Türkisch als Erstsprache sehr viel mehr Ähnlichkeit in den Gebrauchsmustern der verschiedenen Codes auf (vgl. Abbildung 4.2). Sie produzieren alle sehr hohe Anteile von Standardsprache (über 80 %), beinahe keine dialektalen Äußerungen, aber einige Mischungen und selten Code-Switches. Aylin, Ahmed und Hakan zeigen ein sehr konsistentes Verhalten im Gespräch mit den beiden Interviewerinnen – die Unterschiede in den standardsprachlichen Anteilen liegen bei maximal drei Prozentpunkten. Yagmur produziert einige gemischte Äußerungen (7 %) im Gespräch mit der Dialektsprecherin, wenngleich insgesamt der Großteil ihrer Rede standardsprachlich ist. Hakan ist der Sprecher mit den höchsten Anteilen von Mischungen (19 und 15 %), die zugleich im Gespräch mit beiden Gesprächspartnerinnen sehr stabil sind.

Wiederum deutlich variabler sind die Codegebrauchsmuster der vier Sprecher mit Albanisch als Erstsprache (vgl. Abbildung 4.3). Einerseits lassen sich sowohl bei Arbid wie auch bei Behar sehr hohe Anteile von Dialekt im Kontakt mit beiden Interviewerinnen beobachten. Bei Arbid fällt darüber hinaus auf, dass er den Anteil von Dialekt mit der Standardsprecherin sehr deutlich reduziert (von 92 auf 79 %). Mit der Standardsprecherin verwendet er auch mehr gemischte (11 %) und

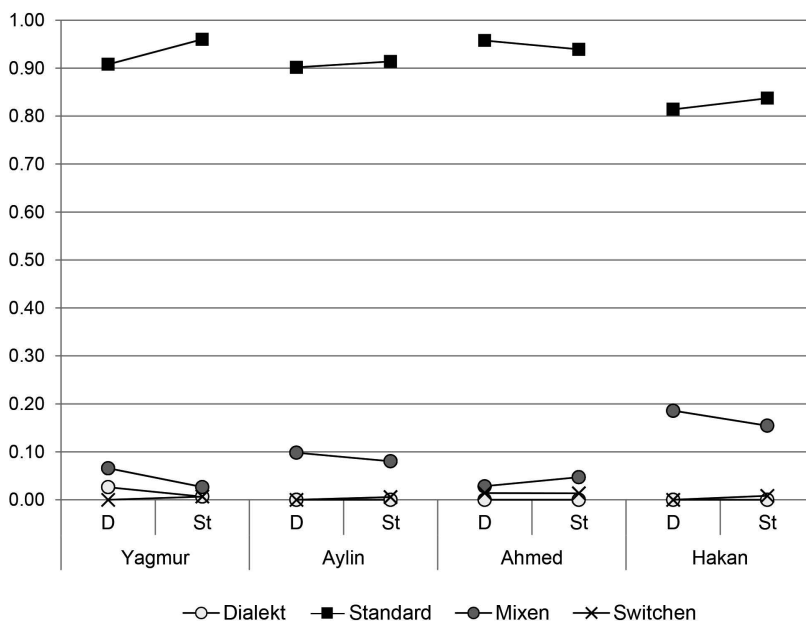


Abb. 4.2: Relativer Anteil von Dialekt, Standard, Mischungen und Switches in der an die Dialekt (D) oder Standard (St) sprechende Interviewerin gerichteten Rede bei den Personen mit Türkisch als Erstsprache

standardsprachliche (9 %) Äußerungen, die im Austausch mit der Dialektsprecherin hingegen sehr gering sind (jeweils 4 %). Behar weist bei einer vergleichsweise ähnlichen Präferenz für den Dialekt nur eine sehr geringe Veränderung des Sprachgebrauchs mit den beiden Interviewerinnen auf. Ebenfalls relativ unveränderliche Muster zeigen Rezart und Milot, bei denen jedoch die Verteilung von Dialekt, Standard und Mischungen sehr unterschiedlich ausfällt. Rezart verwendet mit beiden Gesprächspartnerinnen relativ viel Dialekt (um die 50 %), gut ein Drittel gemischte Äußerungen und wenig Standardäußerungen (13 und 11 %). Bei Milot überwiegen die gemischten Äußerungen mit einem Anteil von jeweils etwa der Hälfte, nicht ganz ein Drittel lässt sich als Standardsprache kategorisieren und die verbleibenden 19 und 15 % können dem Dialekt zugeordnet werden.

Bei den sechs Personen mit Portugiesisch als Herkunftssprache ist die Homogenität der Verwendungsmuster wieder deutlich stärker ausgeprägt, insbesondere in der Hinsicht, dass sich der Anteil von gemischten Äußerungen bei allen Sprecher/-innen zumindest auf ein Drittel beläuft (vgl. Abbildung 4.4). Dennoch

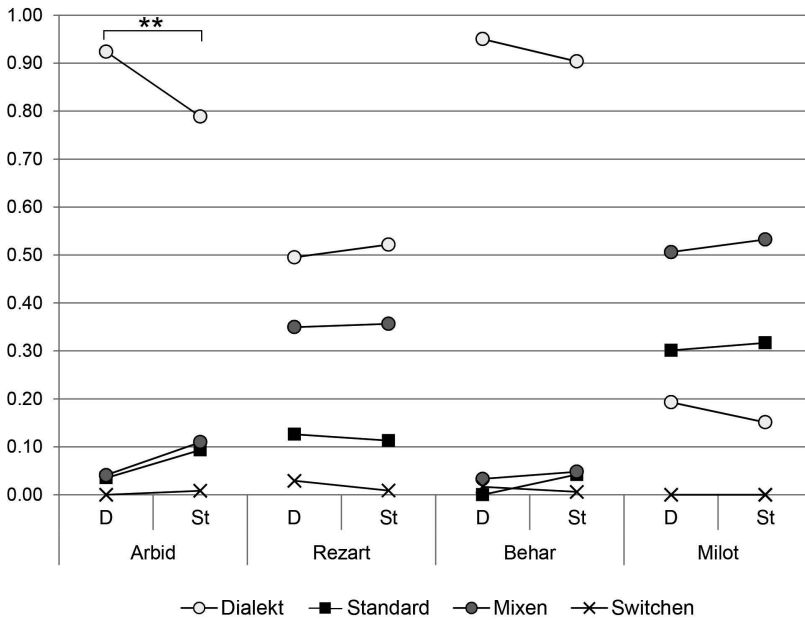


Abb. 4.3: Relativer Anteil von Dialekt, Standard, Mischungen und Switches in der an die Dialekt (D) oder Standard (St) sprechende Interviewerin gerichteten Rede bei den Personen mit Albanisch als Erstsprache

gibt es einige augenscheinliche Unterschiede. Während Julio im Gespräch mit der Standardsprecherin einen hohen Anteil von Standardäußerungen (38 %) und sehr wenig Dialekt (10 %) einsetzt, verschieben sich die Proportionen von Dialekt (28 %) und Standard (23 %) im Kontakt mit der Dialektsprecherin deutlich. Vitor ist derjenige Sprecher, der ungeachtet von der Gesprächspartnerin am meisten Standard verwendet (39 und 47 %). Bei Veronica und Maria-Luisa lässt sich mit beiden Interviewerinnen jeweils ein leicht höherer Anteil von gemischten Äußerungen (zwischen 45 und 53 %) als von Standardäußerungen (zwischen 35 und 40 %) und Dialekt (höchstens im Ausmaß von 15 %) beobachten. Laura und Camila hingegen verwenden jeweils etwa gleich viel Mischungen und Dialekt (um die 40 %) und reine Standardäußerungen in einem geringeren Ausmaß von maximal einem Fünftel.

Das Repertoire der Zweitsprachbenutzer/-innen wird auf unterschiedliche Art von den im Input vorhandenen Codes beeinflusst. Aylin, Ahmed, Hakan, Yagmur und ebenfalls Jan, James und Beth stützen sich in hohem Ausmaß auf die Stan-

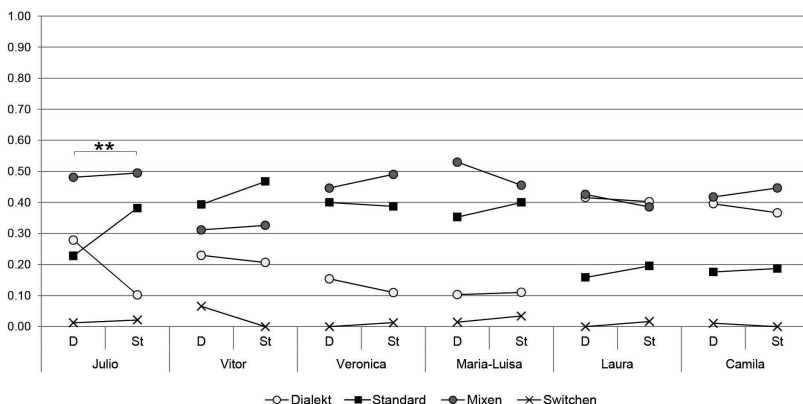


Abb. 4.4: Relativer Anteil von Dialekt, Standard, Mischungen und Switches in der an die Dialekt (D) oder Standard (St) sprechende Interviewerin gerichteten Rede bei den Personen mit Portugiesisch als Erstsprache

dardsprache. Auch Joanna und Vitor, Veronica, Maria-Luisa und Julio verwenden im Gespräch mit der Standardsprecherin noch einen hohen Anteil von Standardsprache; daneben weisen sie aber allesamt hohe Anteile von Mischungen auf. Bei Laura und Camila liegt der hohe Anteil von Mischungen im Gegensatz dazu etwa gleichauf mit der Dialektverwendung. Den am weitesten über den anderen Codes liegenden Anteil von Mischungen zeigt Milot. Stark an Dialektverwendung orientiert sind Loren und Rezart, während man sich bei Stan, Arbid und Behar mit ausgeprägten Dialektsprechern konfrontiert sieht.

Nur einige der Zweitsprachbenutzenden legen Flexibilität und Konvergenz mit dem Gesprächsgegenüber an den Tag. Die Sensitivität gegenüber der Interviewerin ist bei Loren am ausgeprägtesten, sie spricht im Gespräch mit der Standardsprecherin weniger Dialekt. Die Differenz im Anteil der verschiedenen Codes und somit die unterschiedliche Nutzung des Repertoires mit den beiden verschiedenen Gesprächspartnerinnen ist auch in einem exakten Fischer-Test für Zählzahlen hochsignifikant ($p < 0.001$). Adressatenabhängige Veränderungen sind ebenfalls bei James zu beobachten. Die Redeanteile, die im Gespräch mit den beiden Interviewerinnen als Dialekt, Standard, als Mischungen oder Switches kategorisiert werden, unterscheiden sich auch bei ihm in einem exakten Fischer-Test signifikant ($p = 0.01973$). Sehr ähnlich verhält es sich bei Beth. Ihr Codeverwendungsmuster unterscheidet sich in der Interaktion mit den beiden Interviewerinnen bedeutsam, indem der Anteil standardsprachlicher Äußerungen mit der Standardsprecherin um 13 Prozentpunkte höher liegt und die gemischten Äußerungen entsprechend

niedriger sind – der Unterschied im Codeverwendungsmuster ist in einem exakten Fischer-Test signifikant ($p = 0.0075$). Daneben gehört auch Arbid zu denjenigen Personen, die ihr Verwendungsmuster von Dialekt, Standard, Mischen und Switchen abhängig vom Gegenüber verändern. Er reduziert den Dialekt mit der Standardsprecherin bzw. erhöht mit dieser den Anteil von gemischten und standardsprachlichen Äußerungen zulasten der bei ihm grundsätzlich dialektalen Sprechweise. Dieser Unterschied des Codeverwendungsmusters ist bei ihm ebenso statistisch signifikant (Fischer-Test $p = 0.0012$). Julio schließlich weist auch deutliche Anpassungen an die Gesprächspartnerinnen auf; er verwendet zwar am meisten Mischungen, verändert aber dennoch den Anteil von Dialekt und Standard im Kontakt mit den beiden Sprecherinnen, was zu einer schlussendlich signifikant abweichenden Häufigkeitsverteilung führt (Fischer-Test $p = 0.0017$).

Ein Viertel der Zweitsprachbenutzenden zeigt somit insgesamt eine Anpassung im Gebrauch von Dialekt und Standard mit den beiden Interviewerinnen. Der deskriptiv kleine Überhang von Standard im Gespräch mit der Standardsprecherin, der bei Yagmur beobachtet werden kann, ist hingegen ebensowenig statistisch signifikant wie leichte Musterveränderungen bei Behar, Vitor, Veronica oder Maria-Luisa. Alle verbleibenden Zweitsprachbenutzenden weisen unabhängig von den beiden Gesprächspartnerinnen noch stabilere Muster auf. Das bedeutet, sie passen ihr linguistisches Repertoire und die Codewahl in den analysierten Sequenzen nicht an das Gegenüber an. Hierbei soll hervorgehoben werden, dass es abgesehen von den Personen mit türkischsprachigem Hintergrund in allen Gruppen Sprecher/-innen gibt, die je nach Gesprächspartnerin die Verwendungshäufigkeiten von Dialekt und Standard bedeutsam verändern. Gleichzeitig soll die nach Sprachgruppen aufgeteilte Präsentation nicht vorgeben, dass die Variationsmuster überwiegend durch die Erstsprache erklärt werden können. Die Frage, welche Rolle diese jedoch spielen kann – und welche Hinweise sich in den präsentierten Mustern dafür finden lassen –, wird nachfolgend in der qualitativen Analyse der beobachteten Sprachgebrauchsmuster aufgegriffen.

4.3 Mischen ist nicht gleich Mischen: Qualitative Analyse

Nicht ganz die Hälfte der Zweitsprachsprechenden, nämlich neun von 20, sprechen mit einem hohen Anteil von gemischten Äußerungen von bis zu 50 %. Wenngleich diese Sprecher/-innen dennoch in einer Vielzahl von Äußerungen die Codes auseinanderhalten, und dies bei den restlichen Personen sogar in der großen Mehrheit der Fälle zu beobachten ist, so werden dennoch die Grenzen zwischen den Codes an vielen Stellen und wiederholt im Gespräch überschritten. Für die erwachsenen allochthonen Sprecher/-innen scheint das Nebeneinander von Dialekt und Standard

insgesamt keine einfache Ausgangslage im Lernprozess darzustellen. Abgesehen davon, dass sie ihren Platz in der Sprachgemeinschaft oftmals grundsätzlich erst finden müssen oder ihn im Verlauf des Lern- und Sprachverwendungsprozesses sogar stetig neu definieren, ist die Frage nach der Trennung von Dialekt und Standard nicht so klar wie in den idealisierten Vorstellungen von Autochthonen. Verschiedene Formen der Mischung sollen an dieser Stelle aufgezeigt und genauer besprochen werden.

Die Analyse der verschiedenen Übertretungen zwischen den Codes soll mit einem Beispiel von Joanna begonnen werden, einer Sprecherin anglo-amerikanischer Herkunft, die seit fünf Jahren in der Schweiz wohnt. Sie ist eine der Sprecherinnen mit einem sehr hohen Anteil von Mischungen. Im untenstehenden Beispiel „Ich mach es nicht bewusst“ beschreibt sie den Unterschied zwischen Dialekt und Standard aus ihrer Perspektive, was inhaltlich wie auch bezüglich der formalen Realisierung sehr interessant ist.

Joanna beginnt ihre Ausführungen zum Unterschied zwischen Dialekt und Hochdeutsch in einer standardsprachlichen Sprechweise, mischt dann allerdings im weiteren Verlauf immer wieder berndeutsche Bruchstücke (im Transkript unterstrichen) ins Gesagte. Die zwei kurzen Äußerungen in Zeile 10 und 11 können als dialektal kategorisiert werden, danach setzt sie in standardnaher Form fort. Die inhaltlich angedeutete Schwierigkeit, zwischen Dialekt und Standard zu unterscheiden, drückt sich somit gleichzeitig auf sprachlich-formaler Ebene im Untermischen von nicht-standardsprachlichen Elementen aus, wie mehrfach den dialektalen (mhd.) langen Monophthongen *ziit* [tsi:t] statt *zeit* [tsaɪt] in Zeile 9 und 26, *gliich* [gli:ç] statt *gleich* [glaɪç] (Zeile 21) oder *uusdrückt* [u:sdrykt] statt *ausgedrückt* [aʊsgədrykt] (Zeile 22), s-Palatalisierungen wie in Zeile 22, die Partikel *denn* [dɛn] anstelle von *dann* [dan] (Zeile 23) und *ned* [nɛd] statt *nicht* [nɪçt] (Zeile 20) ebenso wie der mit *wo* dialektal realisierte Relativsatzanschluss in Zeile 24.

Ausschnitt 3: „Ich mach es nicht bewusst.“ Joanna (10:29)

(I-S = Standard sprechende Interviewerin, Joa = Joanna, Erstsprache: Englisch)

- 01 I-S: u:nd (.) wie findest du es SELber,
 02 den unterschied zwischen BERNdeutsch und HOCHdeutsch?
 03 findest du den=
 04 Joa: am anfang ich hab_es ganz KLA:R,: (.) [STD]
 05 konnte TRENnen,: [STD]
 06 was is BERNdeutsch-: [STD]
 07 was is HOCHdeutsch-: [STD]
 08 weil mein vokabölar war so KLEIN. | [STD]
 09 mit dem ZIIT bin ich nicht bewusst,: [M]
 10 was ISCH es; | [DIA]
 11 SO isch es. | [DIA]

12 proBIER ich hochdeutsch noch-:: [STD]
 13 aber ich bemerke (.) so ITZA statt jetzt,:: [SWI]
 14 es kommt manchmal einfach (-) BERNdeutsch. | (lacht 1.0) [STD]
 15 ich mach es nicht beWÜSST. | [STD]
 16 I-S: und findest du den unterschied GROSS?
 17 oder findest du den NICHT so groß?
 18 Joa: TEILweise. | [STD]
 19 was ich finde sehr SCHWIERig zum Beispiel (--)
 weiss und WIISS, | [SWI]
 20 einfach (--) WEISS ned, | [M]
 21 is GLIICH geschrieben,:: [M]
 22 aber (---) irgendwie isch es anders (--) UUSdrückt, | [M]
 23 und denn klar gibt es SACHen-:: [M]
 24 wo einfach GANZ speziell berndeutsch sind; | [M]
 25 aber vielleicht weil ich beides GLEICHzeitig gelernt hät-:: [STD]
 26 bemerck ich mit dem ziit den Unterschied nicht so. | [M]

Damit wird ihr Sprachgebrauch nicht der strengen Grenze zwischen Dialekt und Standard gerecht, die Autochthone grundsätzlich ziehen. Neben dem Untermischen von dialektalen Elementen auf den verschiedenen sprachlichen Ebenen verwendet sie im Rahmen des quantitativ analysierten Abschnitts auch hybride Formen, so etwa *schriiben* oder auch *uufpassen*, die als Kreuzungen von [ʃri:bə] vs. [ʃraɪbən] und [u:ʔpasə] vs. [aʊʔpasən] betrachtet werden können. Im Kontext ihres vorher beschriebenen Sprachgebrauchsmusters (viele Mischungen, viel Standard, wenig ausschließliche Dialektäußerungen) lassen sich viele ihrer Mischungen als ein Einfügen von dialektalen Elementen in ansonsten vornehmlich standard-sprachliche Äußerungen beschreiben.

In ihrer Beschreibung, wie sie den Unterschied wahrnimmt, übertritt die Zweitsprachbenutzerin mehrfach die Grenzen, die generell zwischen den Varietäten angesetzt werden. Ihr Verstoß gegen die impliziten muttersprachlichen Normen ist im Hinblick auf die Kommunikationsfähigkeit kein Hindernis, alle Schweizer/-innen verstehen Dialekt und Standard und das Mischen von den beiden stellt funktional prinzipiell keine Beeinträchtigung dar. Eine solche funktional orientierte Sprachverwendung steht bei vielen Zweitsprachbenutzenden im Vordergrund und soll weiter unten anhand eines Ausschnitts von Julio noch einmal aufgenommen werden.

Bei den meisten Sprecherinnen und Sprechern mit einem hohen Anteil von Mischungen ist zudem ein präferierter Code auszumachen. Bei Loren, ebenfalls einer Sprecherin mit einem vergleichsweise hohen Anteil von Mischungen, handelt es sich dabei um Dialekt. Im folgenden kurzen Beispiel „Wörter werden geboren und ich bin nicht dabei“ lässt sich erkennen, dass dialektales Sprechen überwiegt; daneben verwendet sie jedoch auch gemischte Äußerungen. Eindeutig Dialektales

wird unterstrichen, Standardsprachliches kursiv gedruckt und ambige Elemente sind in Normalschrift gesetzt. Die Passage illustriert außerdem, wie sie sich dem Gegenüber anpasst, während sie berichtet, wie sich ihr Englisch durch den langen Aufenthalt in der Schweiz zu verändern scheint. Der von ihr gewählte Code im Austausch mit der Dialektsprecherin (Zeile 5, 6 und 7) ist sehr klar dialektal intendiert. Das bedeutet nicht, dass alles zielsprachlich realisiert ist; vielmehr sind wir hier in der Wortstellung oder in der Wahl des Relativsatzmarkierers mit lernbezogenen Abweichungen konfrontiert. Auf die Zwischenfrage der Standardsprecherin hin setzt Loren ihre Ausführungen in standardnaher Sprache fort, bevor sie dann *Lüüt* anstatt *Leute* verwendet und im Dialekt weiterspricht. Die darauffolgende Passage ab Zeile 13 erscheint zunächst als Versuch, sich an der Standardsprecherin zu orientieren, wobei sich von stärker standardnahen Äußerungen mit dialektalen Einschüben ein Shift zu wieder stärker dialektal realisierten Äußerungen (Zeile 15 bis 17) beobachten lässt.

Ausschnitt 4: „Wörter werden geboren und ich bin nicht dabei“ Loren (15:05)
(I-D = Dialekt sprechende Interviewerin, I-S = Standard sprechende Interviewerin, Lor = Loren, Erstsprache: Englisch)

- 01 I-D: und heit ihr s_GFÜU,
und haben sie den eindruck,
02 dass sich eues englisch verÄndert hät,
dass sich ihr englisch verändert hat,
03 sit ihr HIə ir schwiiz sit?
seit sie hier in der schweiz sind?
04 dass ihr anders redet aus diə daHEIme no?
dass sie anders reden als die, die noch daheim sind?
05 LOR: miini SCHWOSCHte hät gseit,,: [DIA]
meine schwester hat gesagt,
06 dass i töne nit wiə ÖPper,,: [DIA]
dass ich nicht wie jemand klinge,
07 wä DERT wohnt hät de ganz ziit. | [DIA]
der die ganze zeit dort gewohnt hat.
08 I-S: sondern WIE?
09 LOR: ahm (.) ich GLAUbe,,: [STD]
dass man andere wörter WÄHLT (.) für lüüt da,,: [M]
10 dā ka nid VIIL. | [DIA]
11 [...]
12 und ma tuet irgendiə viil WÄniger. | [DIA]
und man macht irgendwie viel weniger.
13 und ja nach so viel jahr es wird WÖrter,,: [M]
so vielen jahren
14 dass sie si irgendwie geboren DERT- | [M]
sind dort

- 15 und i bi_NED dabii.| [DIA]
und ich bin nicht dabei.
- 16 und i muess ja anderes streetwise LERNen.| [M]
und ich muss ja gerissen sein, um anderes zu lernen.
- 17 ja (.) spraak isch ANders worde in diä driisg jahr.| [DIA]
ja, sprache ist anders geworden in diesen dreißig jahren.

Doch anhand der besprochenen Muster wurde bereits klar, dass nicht alle Sprecher/-innen einen dermaßen flexiblen Einsatz der verschiedenen Codes aufweisen. Beth etwa verwendet deutlich mehr Standard und fügt nur selten dialektale Elemente ein. Viele ihrer Mischungen entstehen durch die dialektale Realisierung von *dann* als *denn*. Die starke Öffnung des Vokals könnte aufgrund der Ähnlichkeit zum Temporaladverb *then* in der Erstsprache der Sprecherin natürlich auch als zwischensprachlicher Einfluss betrachtet werden. Daneben weist sie vereinzelt auch Realisierungen mit s-Palatalisierung wie *günstig*, die dialektale Partikel *ender* statt *eher* oder einzelne dialektale Phrasen auf, wenn sie beispielsweise die Vergleichsphase *wie ich* berndeutsch mit Hiatusstilgung und dem betonten Personalpronomen *iig* äußert (*wiäniig*).

Die einzige Äußerung, die bei Jean als Mischung kategorisiert werden könnte, entsteht durch ein reduziertes Personalpronomen *mi* anstelle von *mich*. Dabei muss jedoch einschränkend hinzugefügt werden, dass das reduzierte Personalpronomen – siehe Zeile 3 des folgenden Ausschnitts – eventuell durch einen Abbruch und eine Wiederaufnahme zustande gekommen sein könnte. Weiters kann auch hier zwischensprachlicher Einfluss nicht ausgeschlossen werden. Seltene Switches können bei Jean beobachtet werden, wenn sie für und rund um einzelne Termini wie *chamber of commerce* oder *language lab* kurzfristig ins Englische wechselt oder den lokalen Dialekt vereinzelt als *Schwiizerdütsch* bezeichnet.

Ausschnitt 5: „Respekt vor Bergen“ Jean (08:18)
(Jea = Jean, Erstsprache: Englisch)

- 01 Jea: ja es ist so FLAK wie diese diesen tisch,| [S]
02 und ich habe KEIN zugang zu (.) bergen-| [S]
03 und das war für mi das war nicht LUSTig-: [?M]
04 und ist IMmer noch nicht lustig.| [D]
05 ich habe die bergen äh ich habe SEHR viel respekt von BERgen,| [S]
06 HÜgel habe ich gern,: [S]
07 BERge weniger;| [S]

Bei den Sprecherinnen und Sprechern mit Englisch als Erstsprache ist auch bei den Arten der Mischungen eine große Bandbreite feststellbar. Während bei Loren und Joanna Mischungen über alle linguistischen Ebenen hinweg auftreten, obwohl

sie gleichzeitig in Bezug auf den am häufigsten verwendeten Code ein anderes Grundmuster aufweisen, sind Mischungen bei James, Beth und Stan sehr viel seltener. James produziert einige s-Palatalisierungen, seine weiteren Mischungen entstehen größtenteils durch die unmittelbare Wiederaufnahme von Teilen der Äußerungen der dialektalen Sprecherin.

Die Sprecher/-innen mit Türkisch als Erstsprache fallen ebenfalls durch insgesamt wenig Mischungen bei gleichzeitig ausgeprägter Standardnutzung und wenig Gebrauch von Dialekt auf. Hakan spricht dabei mit einem vergleichsweise hohen Anteil von Mischungen, wobei seine Mischungen in den meisten Fällen durch die Nutzung der dialektalen Partikel *aso* ‚also‘ zustande kommen und dem Gebrauch von *nid/ned* anstelle von *nicht*. Dieser Gebrauch der dialektalen Partikel *aso* ist auch der Grund für die seltenen Mischungen von Ahmed und für einige der gemischten Äußerungen von Yagmur. Bei Aylin schließlich fällt auf, dass sie eine sehr konsequente dialektale Markierung von Relativsätzen mit *wo* vornimmt, die im Rahmen ihrer sonst sehr standardsprachlichen Sprechweise heraussticht. Daneben verwendet sie einige wenige dialektale lexikalische Einheiten, z. B. die Partikel *äbe* ‚eben‘.

Ein entsprechendes Beispiel für das vereinzelte Untermischen von dialektalen Partikeln soll durch einen Ausschnitt von Hakan gegeben werden. In diesem erzählt er, dass er manchmal im Gespräch mit Personen seinen bevorzugten Code angeben könne und dass er sich in solchen Fällen Hochdeutsch wünsche. Er verstehe Dialekt zwar meistens – wie er dann auch auf die Rückfrage der dialekt-sprechenden Interviewerin hin bestätigt –, wolle aber in wichtigen Situationen das Risiko verringern, etwas zu verpassen. Die eingemischten dialektalen Partikeln wie *aso* ‚also‘ in den Zeilen 10 und 14 und *ned* ‚nicht‘ in Zeile 10 sind durch Unterstreichung markiert.

Ausschnitt 6: „Aso Schweizerdeutsch versteh ich ned so ganz gut.“ Hakan (19:03) (Hak = Hakan, Erstsprache: Türkisch, I-S = standardsprechende Interviewerin, I-D = dialekt-sprechende Interviewerin)

- 01 I-S: wird das manchmal THEmatisiert,
 02 was dir LIEBer ist?
 03 also FRAGEN sie danach,
 04 was dir LIEBer ist?
 05 ob du l=
 06 Hak: ja manchmal FRAGEN sie-:: [S]
 07 welche LIEBer ist oder. | [S]
 08 I-S: was= was SAGST du dann?
 09 Hak: ja (.) HOCHdeutsch klar, | (lachen) [S]
 10 aso SCHWEIzerdeutsch verstehe ich ned so ganz gut; | [M]
 11 DARum; | (3 Sek.) [S]

- 12 I-D: aber MI häsch bis jetz ämu verstande (.) oder?
 13 Hak: ja ja bis jetzt ALles;| [S]
 14 aso ich versteh SCHON;| [M]
 15 aber MANCHmal (.) vor allem wenn etwas (.) ganz wichtig is,: [S]
 16 dann ich möchte auch nicht etwas verPASsen und oder zwei (.)
 drei mal-| (lacht) [S]

Es wurde zuvor schon erwähnt, dass nicht alle Sprecher/-innen eine vergleichsweise hohe Orientierung hin zu einem der Codes aufweisen. Das verdeutlicht auch das folgende Beispiel von Julio, einem Zweitsprachbenutzer portugiesischer Herkunft, der seit 15 Jahren in der Schweiz lebt und arbeitet. In der Passage „Man hört es dann schon“ erklärt er, dass ihm die Unterscheidung beim Sprechen Schwierigkeiten bereite und er jenen Code verwende, den er in der Situation gerade abrufen könne. Es scheint gar nicht in seiner Absicht zu liegen, Dialekt und Standard auseinanderzuhalten. Sein oberstes Ziel besteht vielmehr darin, sich verständigen zu können, in welchem der beiden Codes auch immer. Er gibt an, einfach das zu verwenden, was ihm aus seiner Sicht gerade zur Verfügung stehe, wobei er es anderen überlasse zu beurteilen, ob es sich dabei um Dialekt oder Standard handle. Ganz offensichtlich wird auch hier wieder, dass die von Autochthonen strikt gezogene Grenze zwischen Dialekt und Standard bei den Allochthonen einem großen Graubereich gegenübersteht, denn in seinem Gesprächsausschnitt lässt sich ein häufiges Wechseln zwischen dialektal und standardsprachlich realisierten Elementen und eine Reihe von diskutierbaren Grenzfällen beobachten, die genauer besprochen werden sollen.

Nach der dialektalen Diskurseinleitung mit *jo aso* in Zeile 3 beginnt er zunächst im Standard und mit einem ambigen Satzteil, bevor er dann die Bezeichnung für Schweizerdeutsch dialektal realisiert (Zeile 5) und teilweise dialektal fortfährt. Die Einheit *sprich* ist einer von vielen Zweifelsfällen, da *sprechen* an sich kein dialektales Lexem ist, die Kategorisierung als Dialekt wäre hier aber angesichts der Apokope und vor allem im Kontrast zu *spreche* in Zeile 14 denkbar. Die dialektalen Passagen, von denen nur die eindeutigen durch Unterstreichungen markiert sind, setzen sich dann im weiteren Verlauf des Ausschnittes etwa durch s-Palatalisierung (*isch* in Z. 7 und 20), *nid* in Zeile 8, dialektale Lexeme wie *ghöre* ‚hören‘ (Zeile 15), die dialektalen Formen von *ich* und *man* fort.

Ausschnitt 7: „Man hört es dann schon.“ Julio (16:45)

(I-S = Standard sprechende Interviewerin, Jul = Julio, Erstsprache: Portugiesisch)

- 01 I-S: und GIBT_s situationen,
 02 in denen sie hochdeutsch sprechen MÜSsen? (--)
 03 Jul: jo aso (.) ich SPRECH einfach-: [M]

04 was ich (-) was ich WEISS;| [A]
 05 hochdeutsch oder schwiizerdütsch (-) sprich i EIFACH.| [M]
 06 I-S: und mit wem/ mit wem sprechen sie diaLEKT (-) also schwiizerdütsch?
 07 Jul: das isch eine schwierige FRAge. (lacht)| [M]
 08 mhm (.) ich weiss nid.| [DIA]
 09 aso gleich wie DAS (-) dass i i (-) i aso:: [M]
 10 sie SAGE;=oder?: [STD]
 11 ich sprich EINFach,: [STD]
 12 was i CHENN;=oder?| [DIA]
 was ich kenne/kann
 13 ich weiss NICHT,: [STD]
 14 ich das HOCHdeutsch spreche oder schwiizerdütsch.| [SWI]
 15 wenn ich GHÖre:: [M]
 höre
 16 denn merkt ma denn SCHÖ;=oder?| [DIA]
 17 bisch du GSI (-) eifach ja;| (---) [DIA]
 bist du gewesen (--) einfach ja;
 18 oder im radio da MERKT ma:: [M]
 19 wie das isch einfach SCHWizerdütsch;=oder?| [M]
 20 jetzt mit die CH ch ch;=oder?| [STD]
 21 und i MERKE;=oder? (--)| [M]
 22 aber wenn ich das REde-| [STD]

An einem solchen Ausschnitt wird einmal mehr klar, dass es zwar eine interessante, aber keine unproblematische Frage ist, wo genau die Grenze zwischen Dialekt und Standard gezogen wird. Dies ist vor allem offensichtlich, wenn sich in diese grundsätzlich schon nicht immer ganz eindeutige Thematik noch Einflüsse von Lernersprache mischen. An welcher Norm werden die Äußerungen gemessen und wie wird mit dem großen Bereich der isomorphen Elemente umgegangen? Im Aargauer Umgebungsdiakkt des oberen Sprechers ist beispielsweise die Form der 1. P. Sg von *wissen* isomorph mit dem Standard (Z. 4, 8 und 13); im Berndeutschen wäre dies nicht der Fall. Wie geschlossen muss dort allerdings der *e*-Laut im Diphthong sein, um es dann als Dialekt zu beurteilen? Bei solchen Kategorisierungen von Lernendenäußerungen in Dialekt und Standard spielen zweifelsohne Idealisierungen und Vereinfachungen sowie Einschätzungen davon, was im Umgebungskontext wahrscheinlicher ist, eine nicht unbedeutende Rolle.

Treten Abweichungen von Dialekt wie auch von Standard auf, so sind dies nicht automatisch Mischungen. Arbid verwendet etwa im Kontakt mit der Dialektsprecherin sehr konsequent eine dialektale Sprechweise. Wenngleich diese teilweise von der dialektalen Norm abweicht, scheint sie dennoch klar dialektal intendiert, wie der folgende Ausschnitt illustriert, und wird entsprechend auch als dialektal kategorisiert.

Ausschnitt 8: „I ha gseit, mir rede nur Dütsch.“ Arbid (12:36)
(Arb = Arbid, Erstsprache: Albanisch)

- 01 Arb: mir hän_s IMmer dütsch gredet. | [D]
wir haben immer deutsch geredet.
- 02 i han im GSEIT-:: [D]
ich habe ihm gesagt,
- 03 er ka GUET dütsch-:: [D]
er kann gut deutsch,
- 04 er isch DA erwachse; | [D]
er ist hier aufgewachsen;
- 05 i ha GSEIT-:: [D]
ich habe gesagt,
- 06 mir rede nur DÜTSCH-:: [D]
wir reden nur deutsch,
- 07 wel ich BRUUCH das; | [D]
weil ich das brauche;
- 08 äh (.) denn han mir immer DÜTSCH gredet. | [D]
äh (.) dann haben wir immer deutsch geredet.
- 09 aber jetzt mir SCHAFFE nümme zämme, | [D]
aber jetzt arbeiten wir nicht mehr zusammen,
- 10 er isch IMmer no do,:: [D]
er ist immer noch da,
- 11 aber i schaff öppis (.) mach ÖPpis anders; | [D]
aber ich arbeite etwas (.) mache etwas anderes;

Bereits in Zeile 1 fällt eine Abweichung in der Form von *hän's* von der dialektalen Norm auf, da das angehängte klitische Pronomen hier nicht notwendig ist. Das Lexem *erwachse* statt *uufwachse* in Zeile 4 ist zwar zielsprachlich abweichend (ebenso wie etwa *aacho* ‚angekommen‘ in Zeile 2 des unten folgenden Ausschnitts anstelle von *aagfo* ‚angefangen‘), aber dennoch klar dialektal intendiert. Die erwähnten Abweichungen lassen sich jedoch als lernersprachlich klassifizieren und sind keine Wechsel zum oder Mischungen mit Standard, wie sie etwa im folgenden Beispiel beobachtet werden können, in dem Arbid von der Sprachverwendung seines Sohnes berichtet. In diesem Falle werden die eingemischten Standardelemente zur besseren Sichtbarkeit durch Unterstreichung markiert.

Ausschnitt 9: „Er versuecht n'bisschen Dütsch“ Arbid (13:33)
(Arb = Arbid, Erstsprache: Albanisch)

- 01 Arb: und wenn er USsegoht,:: [D]
und wenn er hinausgeht,
- 02 er hät scho aacho verSTANde;:: [D]
er hat schon angefangen zu verstehen,

- 03 wenn die andere verschton kai alBANisch;:: [D]
wenn die anderen kein albanisch verstehen;
- 04 wenn er bim SPIELplatz und so-| [D]
wenn er auf dem spielplatz und so-
- 05 ich MERK_s halt ihm-:: [D]
ich merke es bei ihm-
- 06 so bei= beim kind und spielplatz er verSUACHT mit hand oder
von paar dütsche worte,:: [M]
so bei einem kind und auf dem spielplatz versucht er mit händen oder
ein paar deutschen worten,
- 07 weil er verSTOHT-:: [D]
weil er versteht-
- 08 dass die andere verSTOHN kai albanisch.| [D]
dass die anderen kein albanisch verstehen.
- 09 aber wenn mir gönde ga Ichaufe und so an der kassa und so,:: [D]
aber wenn wir einkaufen gehen und so an der kassa und so,
- 10 er versuecht n_bisschen DÜTSCH.| [M]
er versucht ein bisschen deutsch.
- 11 ned gue= also ned VIIL,:: [D]
nicht gu= also nicht viel,
- 12 wel albanisch redt er AU ned so viil;| [D]
weil albanisch redet er auch nicht so viel;

Sowohl in Zeile 6 wie auch in Zeile 10 fügt Arbid einzelne klar als standardsprachlich identifizierbare Elemente ein, die durch Unterstreichung hervorgehoben sind. Bei *versuecht* in Zeile 6 und 10 ist es hingegen aufgrund des dialektalen Diphthongs plausibel, das Element als dialektal einzustufen, wenngleich das eindeutiger dialektale Verb *probiere* wäre. Mit *n bisschen* anstelle von *e chli*, das er abgesehen davon mehrfach verwendet, mischt Arbid an dieser Stelle eingebettet in dialektales Sprechen die standardsprachliche Phrase.

Schließlich soll noch einmal auf einzelne Sprecher/-innen und Gesprächsabschnitte zurückgekommen werden, bei denen sich ein präferierter Code nicht so gut beobachten lässt, da die Wechsel zwischen Dialekt und Standard in viel höherer Intensität auftreten bzw. die Kategorisierung, wo der eine Code beginnt und der andere aufhört, phasenweise sehr viel schwieriger zu bestimmen ist. Bei Milot etwa folgt in vielen Äußerungen Dialekt unmittelbar auf Standard und es lässt sich wie im folgenden Ausschnitt, in dem er beschreibt, dass er sich eigentlich von Anfang an in der Schweiz wohl gefühlt hat, keine Präferenz für Dialekt oder Standard bestimmen. Die eindeutig dialektalen Elemente sind einfach unterstrichen, die standardsprachlichen kursiv, und was beiden Codes zugeordnet werden könnte, ist in Normalschrift wiedergegeben.

Ausschnitt 10: „Eine gute Lösung mitenand“ Milot (11:05)
(Mil = Milot, Erstsprache: Albanisch)

01 Mil: weil han i scho überlebt diese schlechte LEben oder
schlechte (.) irgendwas. | [M]
02 hier is SUpEr oder. | [S]
03 ja super (--) moment i bin GUT oder; | [M]
04 und am anfang AU gut. | [M]
05 weil mein frau (.) han i nid zum beispiel SCHWERig;; [M]
06 mir ham_mer scho GELD (.) oder nid- | [D]
07 beide nid mit ar= mit ARbeit und so is schwierige- | [M]
08 mir ham_mer scho geLEBT-:: [M]
09 mir ham_mer eine gute lösung mitenand gefUNDen,:: [M]
10 und immer mitenand REden dialog und so und- | [M]

In diesem Ausschnitt folgen Elemente, die aufgrund der festgelegten Kriterien eindeutig dem Dialekt oder dem Standard zugeordnet werden müssten, unmittelbar aufeinander. So verwendet Milot mit *nid* etwa konsequent eine dialektale Variante der Verneinungspartikel, ebenfalls die dialektalen Pronomen *i* ‚ich‘ und *mir* ‚wir‘ zusammen mit der dialektalen Realisierung von *haben* als Hilfsverb, während die Vollverben mit Ausnahme des Partizips *überlebt*, welches uneindeutig ist, immer standardsprachlich realisiert werden: *gelebt*, *gefunden*, *reden* und nicht *glebt*, *gfunde*, *rede*. Bei *han i* oder *ham mer*, zu welchem er in diesem Fall noch zusätzlich das Pronomen verwendet, könnte es sich um feste Verbindungen handeln. Die Kombination mit einem standardnahen Vollverb lässt sich häufig bei Milot beobachten, etwa auch in der Form von *hammer gereden*, *hammer finanzieren*. Im genannten Ausschnitt verwendet er auch noch das Adverb *miteinander* in seiner dialektalen Variante.

Sehr ähnlich kurze Intervalle mit Elementen der verschiedenen Codes lassen sich mancherorts auch bei Laura beobachten, deren Sprechweise sich an mancher Stelle des Interviews ebenfalls als sehr hybrid zwischen Dialekt und Standard präsentiert. Auch hier werden wieder als dialektal kategorisierte Elemente einfach unterstrichen, die standardsprachlichen kursiv gesetzt und die ambigen in Normalschrift wiedergegeben. Das Beispiel soll zudem noch als Illustration für das Vorkommen von Switching bei einer Codebezeichnung – in diesem Fall *Hochdeutsch* in Zeile 7 – dienen. Sowohl Dialekt wie auch Standard werden häufig ungeachtet des unmittelbaren sprachlichen Kontexts mit ihren Eigenbezeichnungen benannt (vgl. hierzu auch bereits das Beispiel 16). Da die Wahl dieser Bezeichnungen und der damit verbundene kurzfristige Codewechsel an dieser Stelle durchaus bedeutungsvoll sind, wurde der entsprechende Satzteil als Switchen kategorisiert. Dass die Verwendung der Eigenbezeichnung nicht ausschließlich zum Zug kommt, verdeutlicht dieser Abschnitt ebenso. Laura

verwendet etwa für den lokalen Dialekt sowohl eine gemischte Variante *Schwii-zerdeutsch* in Zeile 5 wie auch die dialektale Bezeichnung *Schwiizerdütsch* in Zeile 6.

Ausschnitt 11: „Hochdeutsch isch es bizeli komisch.“ Laura (15:24)
(Lau = Laura, Erstsprache: Portugiesisch)

```

01  Lau:    wir SÄgen aso aso so wenn mit de zunge:: [M]
02        ich WEISS nid ganz genau,:: [M]
03        STIMme (--) ich weiss nid?:: [M]
04        ich FINde,:: [S]
05        ich haben VIEL mehr kontakt mit schwiizerdeutsch,:: [M]
06        und schwiizerdütsch isch für MICH scho (.) normal.| [D]
07        und hochdeutsch isch es bizeli KOmisch.| [SWITCH]
08        äh (.) wia SÄge_mer,:: [D]
09        ich weiss NID,:: [D]
10        wie SÄgen soll;| [S]
11        die die STIMme oder?| [S]

```

Diese Beispiele zeigen auf, dass Mischungen sehr verschiedenartig durch das gleichzeitige Auftreten von beiden Codes entstehen können. Während zum einen nur sporadisch einzelne Elemente wie etwa dialektale Partikeln eingefügt werden, kommt es in anderen Fällen in höherer Frequenz zu Mischungen, aber dennoch im Rahmen eines präferierten Umgengungscodes, wie es durch die Ausschnitte von Joanna, Loren oder Arbid illustriert wurde. Bei einigen Sprecher/-innen wie etwa bei Milot können bestimmte feste Formulierungen, die vorwiegend in einem der Codes realisiert werden, zu häufigen Mischungen führen. Schließlich wechseln sich bei manchen Sprecherinnen und Sprechern Dialekt und Standard in sehr kurzen Intervallen gegenseitig ab. Den ermittelten Anteil von gemischten Äußerungen im Repertoire durch genauere Analysen zu ergänzen, vermittelt somit greifbarere Einblicke in die Bandbreite des individuellen Mischverhaltens.

4.4 Zusammenfassung zu den beobachteten Dialekt-Standard-Repertoires

Im Fokus dieses Kapitels stand die Analyse des Dialekt-Standard-Repertoires der verschiedenen Sprecher/-innen. Dabei konnten bei den verschiedenen Zweitsprachbenutzenden auf individueller Ebene, aber auch im Hinblick auf die Erstsprachen und teilweise in Abhängigkeit von individuellen Gebrauchsumständen sehr unterschiedliche Muster in der Sprachverwendung mit einer Dialekt- und einer Standardsprecherin beobachtet werden.

Zunächst gibt es offensichtliche Unterschiede, wie homogen bestimmte Gebrauchsmuster bei Sprecherinnen und Sprechern derselben Erstsprache auftreten. Bei den Zweitsprachbenutzenden mit Englisch als Herkunftssprache zeichnen sich sehr unterschiedliche Repertoires mit einer Dominanz von Dialekt bei Stan und Loren, der Standardsprache bei Jean, James und Beth oder einem hohen Anteil von Standard und Mischungen bei Joanna ab. Die Gruppe der albanischsprachigen Personen zeigt ebenfalls unterschiedliche Muster, während die Variationsbreite bei den portugiesischsprachigen Teilnehmenden wiederum geringer ist und hier sehr häufig intensives Mischverhalten beobachtet werden kann. Besonders auffallend ist jedoch das sehr ähnliche Muster bei allen Personen mit Türkisch als Erstsprache, wenngleich sich diese hinsichtlich ihrer persönlichen Merkmale (Aufenthaltsdauer, Menge an Sprachkurs, Partnerschaft mit Schweizer/-in usw.) durchaus wesentlich unterscheiden. Offensichtlich haben sie sich ein sehr ähnliches sprachliches Instrumentarium – oder in den Worten von Gumperz (1964: 138) „weapons of everyday communication“ – aufgebaut, um die notwendigen und beabsichtigten (sozialen) Bedeutungen zu vermitteln. Daher soll der mögliche Einflussbereich der Erstsprache genauer in den Blick genommen werden. Um diese Art von Variation oder auch Heterogenität im sprachlichen Repertoire zu erfassen, kann schließlich ebenfalls eine genauere Betrachtung der Sprachideologien und der metalinguistischen Interpretationen (*language ideologies and metalinguistic interpretations*) der Personen nützlich sein (Busch 2012: 510). Was an dieser Stelle zum Zwecke einer ersten Reflexion des sprachlichen Repertoires insbesondere im Hinblick auf den Einfluss der Erstsprache erörtert wird, soll in Kapitel 7 „Dialekt und Standard aus der Perspektive der Lernenden“ noch einmal detaillierter aufgegriffen werden.

Wenn erwachsene Personen eine Zweit- oder Fremdsprache lernen, so stehen ihnen bereits soziolinguistische Kategorisierungen aus ihrer Erstsprache zur Verfügung. Durrell (1995) hat in diesem Zusammenhang das Konzept der soziolinguistischen Interferenz eingeführt, das die Vorstellung verfolgt, dass Zweitsprachbenutzende die soziosymbolischen Werte und Interpretationen aus ihrer Erstsprache auf die verschiedenen Codes (lokal dialektal und überregional standardsprachlich) im zweitsprachlichen Umfeld übertragen. Obwohl diese Zuweisungen in der Herkunftssprache nicht deterministisch wirken müssen (vgl. etwa Baßler & Spiekermann (2001)), könnte die durchgängige Neigung in Richtung Standardsprache in der Gruppe der türkischsprachigen Personen durchaus aus dieser Perspektive betrachtet werden. Es wäre möglich, dass diese Präferenz für die Standardsprache durch soziale Kategorisierungen von Dialekt und Standard aus ihrer erstsprachlichen Sozialisierung beeinflusst ist. Die Vorstellung, dass die Standardsprache allen anderen Varietäten aufgrund ihrer höheren Wertigkeit, Korrektheit und dergleichen zu bevorzugen ist, bezeichnet man als *Standardspra-*

chideologie, wie sie von Maitz & Elspaß (2011: 9) und Siegel (2006: 160–162) im pädagogischen Kontext oder etwa im allgemeinen soziolinguistischen Kontext von Lippi-Green (1997) diskutiert wird. Es ist bekannt, dass das Türkische im 20. Jahrhundert eine sehr umfangreiche Sprachreform durchlaufen hat und dass das gegenwärtige Türkisch durch eine Reform des Alphabets und eine Purifizierung des Lexikons und der Grammatik geprägt wurde. Gleichzeitig kam es in diesem Zusammenhang zu einer sehr erfolgreichen Förderung und Forcierung von Standardisierung und Kodifizierung des Türkischen (Bayyurt 2010; Doğançay-Aktuna 2004). Vor diesem Hintergrund scheint bei den türkischsprachigen Individuen eine starke Standardsprachideologie und darauf aufbauende soziolinguistische Interferenz in der Form einer Präferenz des Standards und eines beinahe kompletten Ausschlusses von Dialekt in der Zweitsprache plausibel. Für die Gruppe der Personen mit Portugiesisch als Erstsprache wäre grundsätzlich eine stärkere Orientierung an der Standardsprache ebenfalls aufgrund einer sehr starken Standardsprachideologie in der Herkunftssprache denkbar gewesen (Silva 2020); dort lässt sie sich allerdings nicht beobachten.

Wenn hingegen die Sprachideologien, über die Zweitsprachsprecher/-innen bereits verfügen, weniger ausgeprägte Bewertungen von einzelnen Codes beinhalten, wirken im Hinblick auf die Übernahme oder die Veränderung von Sprachvariationsmustern andere soziale und identitätskonstituierende Aspekte (Regan 2010). Diese sollen hier kurz anhand von anderen Sprecher/-innen angedeutet werden. Im Falle von Stan oder von Arbid kann beispielsweise eine hohe Wertschätzung des Dialekts und eine von ihnen wahrgenommene hohe Relevanz des lokalen Codes für den Aufbau von Nähebeziehungen beobachtet werden. Joanna hingegen unterstreicht die Tatsache, dass sie Standard im beruflichen Kontext benötige und dass sie sich keine große Mühe gebe, Dialekt zu sprechen, obwohl sie Berndeutsch gerne möge. Das könnte ihren gemischten Code-Gebrauch und die Integration von dialektalen Elementen bei einem gleichzeitigen Schwerpunkt auf der Standardsprache erklären. Ihr sprachliches Repertoire stellt dann eine Form der Anpassung an die lokal umgebende Sprachgemeinschaft sowie eine – trotz des Verstoßes gegen autochthone Normen durch zahlreiche Mischungen – strategische und effiziente Art der Kommunikation dar. Die portugiesischen Sprecher/-innen der vorliegenden Stichprobe bringen ebenfalls keine starke Standardsprachideologie mit und diese Tatsache gekoppelt mit wenig Sprachunterricht, wenig Bezug zu Schriftlichkeit und gleichzeitig auch weniger starken persönlichen Verbindungen zu dialektsprechenden Personen könnte der Grund für die große Offenheit gegenüber jeglicher im Alltag funktionsfähigen Codeverwendung darstellen, wie sie auch von Julio angesprochen wird.

Inwiefern im Laufe der Erwerbszeit und in Abhängigkeit von der sprachlichen Entwicklung allgemein ein Ausbau des Dialekt-Standard-Repertoires erfolgt,

lässt sich anhand der vorliegenden Sprachgebrauchsmuster schwer bestimmen. Regan (2010: 23) und Howard et al. (2013: 355) räumen aufgrund von vereinzelten Studienergebnissen die Möglichkeit ein, dass der Erwerb von Variation bereits sehr früh in der zweitsprachlichen Entwicklung einsetzen könnte. Unter den beschriebenen Personen sind keine Zweitsprachbenutzenden mit sehr geringer Aufenthaltszeit vorhanden. Allerdings weist diejenige Person mit der kürzesten erfassten Aufenthaltszeit – James – im Gespräch bereits Anpassungsfähigkeit auf. Seine Sprachverwendung nähert sich jedoch nur in sehr geringem Maße an das Variationsmuster der umgebenden Sprachgemeinschaft an, da er neben geringen Anteilen von Mischungen und Dialekt auch mit der Dialektsprecherin überwiegend Standard verwendet. Die Tatsache, dass James als Person mit der kürzesten Kontaktzeit zu Deutsch zum Zeitpunkt des Interviews zukünftige berufsbegleitende Sprachkurse in Betracht zieht und sich lediglich in einer kurzen Wartephase zwischen ebensolchen befindet, kann in seinem Fall die Dominanz der Standardvarietät in seinem Repertoire erklären. Gleichzeitig zeugt sein hoher Anteil von Standard und sein geringer Anteil von Mischungen davon, dass er zwar die Variation (noch) nicht in vollem Umfang erworben hat, allerdings in beträchtlichem Maße implizit über die richtige Zuordnung von Varianten verfügt und sich in geringem, aber signifikantem Maße an die Gesprächspartnerin anpasst. Sehr ähnlich, wenn auch codebezogen in umgekehrtem Sinne verhält es sich bei Arbid. Er befindet sich mit sieben Jahren Aufenthaltszeit unter den teilnehmenden Personen im unteren Drittel und variiert hinsichtlich der Anpassung an die Gesprächspartnerin in ähnlichem Ausmaß wie James. Ob beide ihr Repertoire auch auf der horizontalen Achse, d. h. im Hinblick auf soziolinguistische Variation ausweiten werden, wenn sie auf der entwicklungsbezogenen Achse noch eine höhere Sprachfertigkeit erreichen, muss an dieser Stelle jedoch offen bleiben. Eine derartige Entwicklung wäre entsprechend der beschriebenen Beobachtungen bei fortgeschrittenen Lernenden denkbar und plausibel. Gleichzeitig lassen sich bei vielen der beobachteten langjährigen Zweitsprachbenutzenden, die in einem der Codes sehr effizient und kompetent kommunizieren, wenig direkte Hinweise auf spontansprachliche Variationsfähigkeit finden, was darauf hindeutet, dass diese tatsächlich nur bedingt als ein Zeichen von fortgeschrittener Sprachfähigkeit betrachtet werden kann bzw. dass fortgeschrittene Sprachfähigkeit im Deutschschweizer Kontext nicht automatisch ausgebaute gesprächsgebundene Variationsfähigkeit zwischen Dialekt und Standard impliziert.

Der Umstand, im Input Dialekt und Standard ausgesetzt zu sein, führt bei erwachsenen Zweitsprachbenutzenden nicht zwangsläufig dazu, die beiden Codes auf die für Autochthone beschriebene diglossische Art (Christen et al. 2010; Hove 2008) zu lernen und zu gebrauchen. Nur wenige der interviewten Personen zeigen einen signifikant variablen Gebrauch der Codes abhängig vom Gesprächs-

gegenüber. James, Loren, Beth, Arbid und Julio weisen dabei keine invertierten Gebrauchsmuster auf, aber sie erhöhen jeweils die Verwendung des Codes, den auch die aktuelle Interviewerin spricht, was zu signifikanten Veränderungen im Gebrauchsmuster von Dialekt, Standard und gemischter Rede führt. Darüber hinaus besitzen einige Sprecher/-innen – etwa Joanna, Milot, Veronica und Maria-Luisa fallen hier auf – einen hohen Anteil von gemischter Rede. Bei einigen Zweitsprachbenutzenden bleibt der Anteil von Mischungen hingegen gering und in wenigen Fällen entsprechen die Mischungen von dialektalen Elementen im standardsprachlichen Umfeld sogar einem Sprachverhalten, das auch bei Autochthonen beobachtet werden kann. So stellen etwa auch Christen et al. (2010: 203) bei Deutschschweizer Polizeibediensteten den Gebrauch von dialektalen Partikeln wie *aso* ‚also‘ oder *äbe* ‚eben‘ fest. Sie erklären dies auf zwei mögliche Arten: Zum einen besitzen diese Partikeln durch ihre Häufigkeit eine hohe Zugänglichkeit. Gleichzeitig kann ihr Gebrauch eine sozial entspannende Wirkung ausüben und als Möglichkeit der sozialen Annäherung betrachtet werden. Solche Gebrauchsmuster könnten folglich auch Zweitsprachbenutzenden im Schweizer Sprachalltag begegnen, ihnen als Vorbild dienen und die Kategorisierung als standardsprachlich unterstützen. Insgesamt soll an dieser Stelle betont werden, dass Verstöße gegen die impliziten Normen in der Form von Mischungen der übergeordneten kommunikativen Absicht nicht abträglich sind, da den Schweizer Sprecher/-innen beide Codes geläufig sind und somit Mischungen der verschiedenen Arten zwar nicht ihren eigenen Gewohnheiten entsprechen mögen, aber verstanden werden können.

Dass sich die Variationsfähigkeit an die idealisierte, adressatenbezogene Trennung von Dialekt und Standard nur annähert, mag auch der Komplexität der beteiligten Variation in der Form von Unterschieden zwischen Dialekt und Standard auf sämtlichen sprachlichen Ebenen geschuldet sein. Die hier beschriebene Variation kann nur bedingt mit anderen Studien im Zweitsprachkontext verglichen werden. Dass dort lediglich Variation von einzelnen lautlichen Realisierungen oder morphologischen Elementen betrachtet wird (Schleef 2017; Drummond 2010), ist nicht als Kritik an eben diesen Untersuchungen und ihren Erkenntnissen, sondern vielmehr als Erklärung dafür zu verstehen, dass sich die hier beobachteten Sprecher/-innen den Variationsmustern der umgebenden Personen nur annähern, diese jedoch nicht zur Gänze übernehmen. So sind zwar die Codes sprachlich ausreichend weit voneinander entfernt, dass die Variation Mehrsprachigkeitssituationen ähnelt, durch die rezeptiven Fähigkeiten der sie umgebenden Sprachbenutzer/-innen ist jedoch gleichzeitig die Notwendigkeit, beide Sprachsysteme gleichermaßen aufzubauen, verhältnismäßig gering.

Dialekt und Standard adressatenbezogen und in einer relativ strikten Trennung zu verwenden, wie dies bei autochthonen Personen beobachtet wird, stellt für die beobachteten Zweitsprachbenutzer/-innen oft eine große Herausforderung

dar. Loren ist eine der Personen, die einem solchen erstsprachlichen Muster am nächsten kommen, bei James, Arbid, Vitor oder Beth sind die Veränderungen deutlich geringer ausgeprägt. Durch Anpassung an das Gegenüber im Gespräch kann eine kurzzeitige Veränderung des Sprachgebrauchs beobachtet werden, die bei häufiger Wiederholung auch zu längerfristiger Akkommodation und sprachlicher Entwicklung führen kann (Zuengler 1991; Atkinson 2010). Beim Großteil der Sprecher/-innen ist das kurzfristige Anpassungspotential jedoch gering ausgeprägt; längerfristig scheinen sie sich unterschiedlich stark an Sprecher/-innen der beiden beteiligten Codes orientiert zu haben.

Insgesamt lassen die beobachteten sprachlichen Repertoires darauf schließen, dass viele Zweitsprachbenutzende über Wissen bezüglich Variation verfügen. Insbesondere bei den Sprecherinnen und Sprechern mit geringen Raten an Mischungen scheint eine hohe grundsätzliche Diskriminationsfähigkeit vorzuliegen. Dass die Personen mit starker Präferenz für einen der Codes keinen Kontakt mit dem jeweils anderen hatten, ist auszuschließen, zumal sechs von sieben mit Schweizer Familienanschluss leben. Vielmehr deutet dieses Sprechverhalten darauf hin, dass sie im eigenen Erwerbsprozess den jeweils anderen größtenteils vernachlässigt haben. Gleichzeitig scheinen bei den Zweitsprachbenutzenden die sozioindexikalischen Interpretationen der Codes teilweise von den autochthonen Zuschreibungen abzuweichen, was in ihrem Sprachgebrauch zu einem Vorzug von entweder Dialekt oder Standard führen kann. Die Tatsache, dass Zweitsprachbenutzer/-innen im Gespräch einen präferierten Code aufweisen, lässt jedoch keine Aussage darüber zu, ob bzw. wie gut sie den jeweils anderen sprechen können. Sie gibt nur einen Hinweis darauf, was sie für den gegebenen Gesprächskontext als die beste Variante betrachten, um (soziale) Bedeutung zu vermitteln.

Dass eine relativ große Menge von Zweitsprachbenutzenden einen hohen Anteil von gemischten Äußerungen aufweist, die in dieser Form im Input nicht vorhanden sind, lässt sich grundsätzlich aus der funktional-dominierten sprachlichen Auseinandersetzung heraus erklären. So wurde im Zusammenhang mit ungesteuertem Erwerb bereits wiederholt beobachtet, dass Merkmale des Inputs nicht automatisch zu Intake werden und den eigenen Sprachgebrauch verändern (VanPatten 2004; Ellis 2008a). Insbesondere im ungesteuerten Kontext führt der Mangel an Rückmeldungen durch Lehrpersonen oder Interaktionspartner/-innen, die sich auf die Form der Äußerungen beziehen, dazu, dass die Variation zwischen Dialekt und Standard nicht in den Fokus der Aufmerksamkeit gelangt. Die Vermittlung der Bedeutung rückt somit im Vergleich zur systematischen Unterscheidung der beiden Codes in den Hintergrund und Elemente aus Dialekt wie Standard treten in solchen Fällen nebeneinander auf. Diese Mischungen vermitteln im Gegensatz zu vergleichsweise wenigen Code-Switches lokal nicht den Eindruck, bedeutungsvoll zu sein. Da die miteinander gemischten Elemente jedoch keinen

stabilen Form-Funktionsbeziehungen folgen – und häufig die Alternativen aus dem anderen Code ebenfalls verwendet werden – sind die Bedingungen für ein tatsächlich fusioniertes Sprachsystem nach Auer (1999: 321) nicht gegeben. Viel eher kann zum einen davon ausgegangen werden, dass bei einzelnen sprachlichen Konstruktionen teilweise ambige Zuweisungen vorgenommen wurden und der Pool an Elementen und Wörtern, die gleichermaßen in beiden Codes verwendet werden können, zu breit definiert ist. Zum anderen können die Assoziationen zwischen potentiell kombinierbaren Elementen zu wenig stark ausgeprägt sein. Ein Beispiel für Ersteres wäre eine Kategorisierung des Adverbs *denn* ‚dann‘ auch als standardsprachlich, wie es etwa bei Hakan beobachtet wurde; Zweiteres könnte etwa erklären, warum beispielsweise Milot neben der dialektalen Realisierung *i han* ‚ich habe‘ auch die gemischte Variante *i habe* verwendet und er keine ausreichend feste gegenseitige Assoziation zwischen *i* und *han* einerseits und *ich* und *habe* andererseits aufgebaut hat.

Zusammenfassend kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass die beobachteten Muster bei vielen Personen grundsätzliche Unterscheidungsfähigkeit belegen. Da nur wenige flexibel und adressatenabhängig zwischen den Codes wechseln, kann über die Beherrschung der weniger gebrauchten Varietät wenig ausgesagt werden. Wie gut die Fähigkeit, zwischen den Varietäten zu unterscheiden und beide Varietäten in eingeschränktem Maße zu verwenden, konkret beschaffen ist, soll deshalb mit der folgenden Analyse der Übersetzungs- und Entscheidungsaufgaben genauer untersucht werden. Ebenso soll zu späterem Zeitpunkt in Kapitel 7 noch genauer unter die Lupe genommen werden, wie einerseits soziale und linguistische Erfahrungen mit den Zielcodes, aber andererseits auch die sozio-indexikalische Interpretation von Dialekt und Standard die Zieldefinitionen des individuellen Lernens und Gebrauchs bestimmen.